

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1930**

40 (15.2.1930) Wissenschaft und Bildung Nr. 7



# Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 40

Nr. 7

Samstag, den 15. Februar

1930

## Der enträtselte Goethe

Von Will Scheller

Der Charakter einer Zeit zeigt sich mit besonderer Deutlichkeit in ihrem Verhältnis zu den persönlichen Verkörperungen handelnden oder schaffenden Geistes, zu den geschichtlich gewordenen, durch ihr Werk der Vergänglichkeit entrückten Großgestalten geistig gelebten, tathaft oder formend einst erschienenen Lebens. Die Zeit nach dem Weltkrieg wähnt sich der Zeit vor dem Weltkrieg in ideeller Hinsicht überlegen; aber gerade in dieser Beziehung ist sie nur noch tiefer gesunken, wie sich an der Stellung erkennen läßt, die sie zu den Großgestalten geistiger Vergangenheit einnimmt. Nur ein Beispiel sei dafür genannt, denn es ließe sich nur zu leicht vervielfachen: damals, vor dem Kriege, hatte sich in der sogenannten Allgemeinbildung der einer stets die Mehrheit bildenden Mittelmäßigkeit so angenehme Gedanke Lombrosos durchgesetzt, daß das Genie nichts weiter sei als eine Art von produktivem Zerrinn, doch jedenfalls von Zerrinn. Dichter sind also immer verrückt, der eine mehr, der andre weniger, und ihre Werke stammen nur zu häufig aus Zuständen der Entartung. Heute gilt Lombroso für überwunden, niemand mehr beruft sich auf ihn, seine Weisheit ist „Volksgut“ geworden und überdies von einer anderen Erkenntnismethode, dem psychoanalytischen Verfahren, längst überholt. Heute wird, wer „auf der Höhe“ ist, das Genie nicht mehr aus einer Form des Zerrinns deuten, sondern aus seinem Geschlechtsleben heraus; ein typisches Beispiel für diese Errungenschaft, für diese Überwindung der Vorkriegszeit durch die Nachkriegszeit ist das (im Horen-Verlag, Berlin, erschienene) Werk von Felix A. Theilhaber: „Goethe, Sexus und Gros“. Die Haltung dieses Buches der Gestalt, dem Leben des großen Dichters gegenüber, eine Haltung, die übrigens durchaus nicht der gebührenden Distanz ermangelt, ist nichts Vereingteltes; sie ist als ein Symptom des Zeitgeschmacks zu werten und hat als solches ohne Zweifel die Bedeutung eines kulturgeschichtlichen Dokuments.

Nach Ansicht des Verfassers ist es nicht der Geist, der sich den Körper baut, sondern es ist der Körper, dessen Zustände sich im Geist manifestieren. Das ist charakteristisch. Was die Herkunft des Dichterischen anlangt, so heißt es grundfänglich: „Die in der Liebe“ — durch äußere Mißerfolge oder innere Hemmung — „empfangene Unlust soll durch Erfolge in der Dichtkunst kompensiert, überwunden werden und in den Sympathieumgebungen des Publikums eine Befriedigung finden.“ Die Lust der Dichter „am Fabulieren, Niederschreiben, Sichinteressantmachen am Gestalten und Schmitteilen, entpringt dem krankhaften Verlangen nach Geltung, dem Persönlichkeitsbedürfnis, ausgelöst aus deutlichen Minderwertigkeitsgefühlen, die in der Unfähigkeit, sich in das Leben einzugliedern, eigenartig und befremdend erscheinen.“ Der Mensch wird zum Dichter, weil er sich in der Realität nicht „auszuleben“ vermag. „Damit verliert der Charakter des Menschen seine Zufälligkeit, er wird ein Produkt des Körperhaften.“

Die Anwendung dieser Maximen auf Goethe macht natürlich keine Schwierigkeit. Es wird zunächst der Nachweis erbracht, daß bei seinen Vorfahren wie bei seinen Nachkommen Merkmale der Unfähigkeit zu einem normalen Leben reichlich genug in Erscheinung getreten sind. Acht Geschwister seines Vaters, vier eigene Geschwister und vier eigene Kinder, sind in jugendlichem Alter gestorben — um nur eines dieser medizinisch frisierten Argumente anzuführen. Bei ihm selbst entspricht diesen unbestreitbaren Tatsachen die Suprematie des Geistes

über den Körper, „die vollkommene Prävalenz des Gehirns, der Mangel an physischer Sinnlichkeit... Goethes Physiognomie stimmt mit seinem Wesen überein. Es verrät diese Hypertrophie der Phantasie bei geringer erdgebundener Sexualität... einen Mangel ausgesprochener Männlichkeit“. Für seine Liebeserlebnisse gilt schlechtweg: „Die Tatsache, daß sich der Dichter jedesmal losreißen kann, wenn auch unter Ausbrüchen des Schuld-bewußtseins und schwerster Selbstanklagen, belehrt uns über den mangelnden letzten männlichen Impetus, der den Besitz der Geliebten verlangt. Es ist nicht irgendein objektiver Grund, es ist nicht ein Mangel an Charakter, an der Erscheinung der Freundin, der sie ihm entfremdet. Es ist der Mangel eigener Männlichkeit“. Es ist letzten Endes „das unregelmäßige Einströmen der Geschlechtshormone“, was „das wechselnde Charakterbild“ des Dichters bestimmt. „Die Verdrängung des Triebes ins Gehirnliche, in das Reflektorielle, hemmt die Affektivität; die verkümmerte Tat führt zur seelischen Erfüllung“ und zur spiegelnden Gestaltung derselben im dichterischen Werk. Das dichterische Werk Goethes ist nach dieser Definition gar nichts anderes als die Folge einer ihn kennzeichnenden Flucht vor dem sexuellen Akt und einer gelegentlich zumindest dokumentarisch erhärteten Impotenz. In der Gestalt eines Tasso steckt weiter nichts als ein „unbefriedigter Abstinenzler“.

Die körperliche Leistungskraft gilt dieser Art Menschen zu beurteilen, als Angelpunkt der Erkenntnis. Was für seelische Belastungen der Dichter, ob er nun Goethe oder sonstwie heißt, was er für geistige Gestaltungen aus sich herausstellt, ist „nur Papier“. Es grenzt vielfach ans Groteske, wie in diesem Buch dem Dichter ein in der Form ergötlich phylitrojer Bormour aus der Tatsache gemacht wird, daß er nach einem Abschied unmittelbar zur Feder griff und „dichtete“. Für Leute, denen die Physik das Primäre, das Heiligste am Leben ist, muß es wohl unmoralisch anstehen, daß einer, statt „aufs Ganze“ zu gehen, verzichtet und das Erlebnis in ein geistiges Gebild umwandelt, daß er, statt sich selbst das Leben zu nehmen, den armen Werther sich erschließen läßt. Sie sehen in der Dichtung am Ende nichts weiter als eine gewissenlose und anmaßende Auswertung und Umfälschung der Sexualfeigheit in geistiges, lebensfernes Tun. „Daß ein paar Seiten weiter das betreffende Liebeswünschen als ein „jügendvolles Begehren“ bezeichnet und der Selbstmord Werthers verworfen wird, paßt bedeutsam zu dieser „Logik“, deren Schweinsgalopp so weit geht, daß die Behauptung unterläuft, Philosophen verfaßten, „statt zu heiraten, Abhandlungen und Lehrsätze“: an dieser geradezu kaffischen Stelle wird sogar Spinoza als Autor des Schopenhauer-Kapitels „Über die Weiber“ verzeichnet; gleichwohl soll daraus nicht geschlossen werden, daß Herr Theilhaber weder den einen noch den anderen gelesen hat...“

Es finden sich auch sonst Ungenauigkeiten genug in diesem Opus. Beispielsweise wird aus Käthchen Schönkopf eine Anna Maria gemacht, Heine heißt einmal Heine, Cornelia gelegentlich Charlotte. Doch fällt eine Splitterrichterei nicht ins Gewicht in einem Falle, wo eine Leistung durch sich selbst gerichtet ist. Denn es steht nichts in diesem Buch, was als eine Bereicherung des Wissens um Goethe betrachtet werden könnte. Das herangezogene Material ist fassbar bekannt, seine Deutung zu dem Zweck, Goethes Leben und Schaffen buchstäblich als eine Folgeerscheinung seiner sexuellen Verfassung zu bewerten, völlig belanglos, weil in Goethes Werk, wie in jedem echten und lebendigen Werk der dachtenden, darstellenden oder tönenden Kunst, der persönliche Anlaß, das Erlebnis eine solche Umformung und

Verwandlung erfahren hat, daß es, in Ansehung des gestalteten Werkes, zu ihm sich verhält wie die welfenden Kelchblätter zur entfalteten Blume.

Die Blume ist die schöne Erscheinung des Lebens, ein Symbol dafür, daß das Dasein nicht bloß von Zwecken regiert wird. Sie hat, diese Form pflanzlichen Lebens, ihren Zweck in sich selbst und bedarf zu ihrer Bewertung der Insekten nicht, die in sie hineinkriechen; auch das Kunstwerk, auch die Dichtung ist schön, zwecklos, blüht und wirkt, ohne daß es einer Kenntnis ihrer Entstehung und der Insekten bedarf, die in sie hineinkriechen, die keine Ahnung von der Schönheit haben, die sie umschwirren. Goethes Werken und ihrer zeitlosen Wirkung und Bedeutung gegenüber erscheint es völlig belanglos, zu erfahren, in welchem Liebesfalle Goethe sich sexuell oder nur erotisch verhalten hat. Auf dieses Unterhosenproblem verfällt kein Mensch, der Kunst, Dichtung, Musik unbefangen zu genießen vermag; daß es gerade heute so aktuell ist, sagt gewiß nichts über Goethe aus, um so mehr aber über diese Zeit.

## Selbsterhitzung oder Brandstiftung?

Von Privatdozent Dr. Arland, Leipzig.

Bei Scheunenbränden wird in den meisten Fällen zuerst von Brandstiftung gesprochen, wobei man oft überfieht, in Erwägung zu ziehen, ob der Brand nicht vielleicht durch Selbsterhitzung entstanden sein könnte. Man beschuldigt nicht selten diesen oder jenen, das Feuer gelegt zu haben; man spricht von Raueakt oder vermutet sogar Brandlegung durch den Eigentümer, der angeblich in den Besitz der Versicherungssumme gelangen will. Schon manches Unheil ist durch solchen voreilig ausgesprochenen Verdacht verursacht worden. Das Wichtigste, den Brandherd einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen und sich über den Hergang des Brandes zu unterrichten, unterläßt man meistens.

Bevor ich zur Beantwortung der Frage „Selbsterhitzung oder Brandstiftung“ schreite, möchte ich erst kurz anführen, wie es denn überhaupt zur Selbsterhitzung des Heues kommen kann. Die Ergebnisse vieler Versuche stimmen insofern überein, als die Ursache der Selbsterhitzung hauptsächlich in Kleinlebewesen (Pilzen und Bakterien) zu suchen ist, die sich oft in ungeheurer Zahl im Heu befinden und deren Lebenstätigkeit die Temperaturerhöhung herbeiführt. Stellt man sich vor, wie schnell ein Saal oder ein Eisenbahnabteil durch eine große Menschenmenge erwärmt wird, so wird man verstehen, daß die in großer Anzahl im Heu befindlichen und ebenfalls atmenden Kleinlebewesen auch zur Erzeugung erheblicher Wärmemengen befähigt sind. Hinzu kommt noch, daß manche von ihnen etwa hundertmal so stark atmen als Menschen und demzufolge an sich schon unverhältnismäßig viel Wärme erzeugen. Schon unter normalen Verhältnissen, also in gut trocken eingebrachtem Heu, kann die Temperatur bis zu 60 Grad Celsius vordringen. Hat man es mit schlecht eingebrachtem Heu zu tun, dann ist die Zunahme der Temperaturerhöhung bedeutend stärker. Es bilden sich oft im Heustock sog. Glutkessel, worunter man die heißesten Teile, die Verkohlungsherde, versteht, von denen Rauchkanäle ausgehen. Das infolge der großen Hitze verdampfende Wasser schlägt sich außen am Heustock nieder. Vom Glutkessel kann die Verkohlung leicht auf die dem Heu zugewendete Seite der Bretterwand oder auf den Bretterboden übergreifen. Hat man es unterlassen, Gegenmaßnahmen einzuleiten, dann kommt es bald zum Ausbruch des Feuers. Explo-

## Karlsruher Konzerte

Julius Weismann, ein in unseren Konzertsälen längst bekannter und auch bei den Sinfonieabenden der Staatskapelle schon oft begrüßter Gast (wir erinnern nur an die Uraufführung seines Klavierkonzerts im letzten Jahre), konnte im

### sechsten Sinfoniekonzert

wieder triumphale Ovationen entgegennehmen. Freilich war der mehr äußerliche Anlaß die nachträgliche Ehrung des fünfzigjährigen, obgleich deren doch wohl offiziell gemeinter Charakter leider nicht in der Überreichung eines Lorbeerkränzes seinen sichtbaren Ausdruck fand; aber auch ohne diese übliche festliche Zutat gewann der Abend durch die beiden wertvollen als Erstausführung gebotenen Werke erhöhte Bedeutung. Nun ist allerdings das *Rondo für Orchester* (op. 96), das zunächst erklang, alles andere als eine problematische Angelegenheit, es tendiert sogar stark in die seligen Zeiten einer gewissen Programmunst zurück und sucht zumindest einen Ausgleich zwischen dieser und der modernen einseitigen Kammermusikform. Da dies jedoch sehr vorzüglich und absolut unter musikalischem Aspekt geschieht, bedurfte es gar keiner literarischen Erläuterung, um doch das Wesentliche und Beste daran zu erkennen: seine großzügige Dematik, seine geistreiche Durchführung, seine aparte Instrumentation. Es ist zweifellos eine fein gearbeitete Kleinigkeit von Dauerwert, ebenso wie auch das nachfolgende *Violinkonzert* (op. 98) die Signatur eines ungemein differenzierten und farbenreich gelungenen Wurfes trägt. Hier ist zwar eher schon einiges vom gegenwärtigen Sachlichkeitswille zu spüren, und dementsprechend liegt sein Vorzug weniger in der musikalischen Sub-

stanz als im betont Rhythmischen, trotzdem weiß Weismann der Lyrik, der er seiner Natur nach ist, auch darin sehr gefühlvolle Stützpunkte zu geben. Besonders eine sonst leicht trockene Passacaglia erweist den echten Erben jenes deutschen Idealismus, der nicht der Erde verhaftet bleiben will, sondern ein Lied heißer Sehnsucht selbst aus einer theoretischen Spielerei formt. Gerade diesen Stellen eigenster Prägung war Josef Veisler ein hervorragender Interpret, doch auch in den furioser gehaltenen Sätzen ein gewandter Geistler. Sehr sympathisch berührte, wie der durch starken Beifall ausgezeichnete Freiburger Komponist einen gebührenden Anteil des großen Erfolges auf den Solisten, die begleitenden Musiker und nicht zuletzt auf Josef Kriss hinzulenken mußte, der das Konzert schwungvoll mit der „Curvante“ Ouvertüre begonnen hatte und zum Schluß mit einer fabelhaft gesteigerten Wiedergabe von Mozarts Es-Dur-Sinfonie (Nr. 39) aufwartete. Mit einem als „Kompositionabend“ firmierten Konzert

### Ruth Horita,

zu deren künstlerischem Verdienstkonto bislang in der Hauptsache ihre Tätigkeit als Sängerin und Lautenpielerin gehört, erneut die Aufmerksamkeit eines beträchtlichen Hörerkreises zu fesseln. Ihrer schöpferischen Potenz gemäß konnten es natürlich nur kleine und kleinste Sachen in Liedform sein, mit denen sie vor einer breiteren Öffentlichkeit zu bestehen wagen durfte. Weisau am erfreulichsten waren darunter vier von der sogenannten Davidsharfe, einer verbeßerten modernen Variation der mittelalterlichen Schopharfe, begleitete Gesänge, für das immerhin ernste Konzertpublikum dagegen Kimbellieder Friedrich Gülls mit so netten Überschriften wie „Wenn

der kleine Schelm ein Frechhüchler werden will“ usw. doch wohl undistutabel. Im übrigen Programmteil war u. a. noch eine kleine Suite (A-Roll) für Klavier vorgesehen, deren einzelne Sätze aber inhaltlich gar wenig mit den dazu geschriebenen Bezeichnungen korrespondierten. Ein Wort der Anerkennung verdient die Konzertgeberin für die erstaunliche Routine, mit der sie für ihre insgesamt 22 Liednummern warb. In Alice Walker stand der Sängerin eine ihrer heißten Aufgaben — Wieder aus dem Manuskript zu begleiten ist zuweilen recht schwierig! — voll auf gewachsene Helferin zur Seite; nur schien sie mit der Musik des Vierjahreszeitenfaales nicht genügend vertraut, durchwa war der Anschlag zu massig.

Die

### Technologie der Tasteninstrumente

lautete das Thema eines weiteren Vortrages, den Oberingenieur Friedrich Herig in der Reihe seiner dem Studium der Instrumentenfunde von manufakturlogischen Gesichtspunkt aus gemieteten Ausführungen in der badischen Musikhochschule hielt. Was er dabei unter Benützung sehr instruktiver Lichtbilder und einiger Modelle über den komplizierten Mechanismus von Klavier, Harmonium und Orgel darlegte, war äußerst interessant zwar, doch nicht so absolut neu, daß der Kenner nicht schon größtenteils über das Gesagte und Gezeigte durch die einschlägige Fachliteratur informiert gewesen wäre. Vor allem schien uns die gerade mit seiner angebotenen so eigenartigen Lehre der Manufakturlogie verbundenen Kernfrage ein bißchen dürftig beleuchtet. Möglich ist freilich, daß einige frühere Vorträge, die wir leider nicht besuchen konnten,



honsartig, mit heftigem Knall begleitet, bricht das Feuer aus. Blaue Stichtlammern schießen empor, Dachziegel fallen herunter, und das Dachgebälk bricht rasch zusammen. Die aus dem Heu heraustretenden Gase entzünden sich von Zeit zu Zeit. Beim Abziehen jeder der einzelnen Heuschichten zeigt sich immer wieder von neuem Feuer. Oft schießt es wie aus einem Vulkan heraus. Deckt man die Rauchfessel zu, dann ist das Feuer wieder gelöscht. Es ist leicht einzusehen, daß die Rauchkanäle und Glutfessel leicht dem Völkpersonal zum Verhängnis werden können, wenn nicht mit großer Vorsicht zu Werke gegangen wird. Will man nämlich nach dem Löschen des Brandes auf den noch tragfähig erscheinenden Heustock steigen, dann muß man unbedingt ein festes Brett über den Stock legen, da man sonst mit einem Einsinken in einen Brandkanal oder in den Verkohlungsherd zu rechnen hat. Alles in allem: Bei durch Selbsterhitzung hervorgerufenen Bränden breitet sich das Feuer sofort über die ganze Scheune aus, wobei der eigentliche Brandherd, der Verkohlungsherd oder Glutfessel, im Innern des Stockes liegt. Der Heustock brennt also bei Selbstentzündung von innen nach außen.

Bei Brandstiftung verläuft der Brand wesentlich langsamer, da das Heu ein schlechter Wärmeleiter ist. Der Brand ist anfangs deutlich lokalisiert und kann, wenn er rechtzeitig entdeckt wird, bald gelöscht werden. Zieht man die oberen brennenden Schichten ab, dann findet man normales Heu vor. Von einem Verkohlungsherd im Innern ist nichts zu finden. Das Heu brennt also bei Brandstiftung von außen nach innen. Es verursacht also absolut keine Schwierigkeit, die Frage zu beantworten, ob Selbsterhitzung oder Brandstiftung vorliegt, da der Brandherd normalerweise immer auf die sich drängenden Fragen eine einwandfreie Antwort gibt und in der Regel einige Auskünfte über den Hergang des Brandes genügen, um Klarzusehen.

Außerordentlich wichtig ist es nun für den Landwirt, zu wissen, wie er seine Heuvorräte vor Selbsterhitzung schützen kann, um so eine Vernichtung von Werten zu verhindern. Als eine der ersten Maßnahmen ist die gute Trocknung des Heus zu nennen, da ein hoher Wassergehalt des letzteren die Entstehung hoher Temperaturen begünstigt. Liegen die Verhältnisse so, daß schlecht getrocknetes Heu eingefahren werden muß, dann empfiehlt es sich, dem Heu Viehsalz zuzufügen, was bei richtiger Anwendung die Erhitzung wesentlich einschränkt. Der Erfolg hängt von der Gleichmäßigkeit der Verteilung des Salzes ab, weshalb letzteres möglichst ständig zwischen das Heu verstreut werden muß. Bei relativ feuchtem Heu verwendet man zweckmäßig für je 100 Zentner Heu 1 Zentner Viehsalz. Auf jeden Fall ist das Heu fest zu packen, damit sich so wenig wie möglich Luft zwischen den Heumassen ansammeln kann. Lose lagerndes Heu „riecht aus“, wie der Landwirt zu sagen pflegt. Um dieses zu vermeiden, soll jeder Heustock ein in sich geschlossenes und nicht durch Balken unterbrochenes Ganze bilden. Wie das Heu auch eingelagert wird, immer empfiehlt es sich, den Ansteigen der Temperatur sorgfältig zu überwachen. Dies geschieht am besten durch Zuhilfenahme eines Stochthermometers, mit dem Kontrollbohrungen vorgenommen werden. Weniger zu empfehlen ist das Eintreiben von Runderisenstäben von einigen Metern Länge und 1 Zentimeter Stärke, die nach 10 bis 15 Minuten wieder herausgenommen werden und die Höhe der Temperatur nur ganz oberflächlich anzeigen. Die Überwachung der eintretenden Temperaturerhöhung darf sich aber nicht nur auf die ersten Tage nach dem Einfahren des Heues erstrecken, sondern muß Wochen und Monate hindurch fortgesetzt werden, da es sich gezeigt hat, daß eine Entzündung oft erst nach 2 bis 3 Monaten eintritt. Auf das Vorhandensein von sog. Glutfesseln kann man auch schließen, wenn sich an den äußeren Teilen des Heustocks Wasser niederschlägt. Dies hat seinen Grund darin, daß von der heißesten Stelle, dem Glutfessel, Wasser verdunstet, das sich dann an den äußeren Teilen des Heustocks kondensiert. Die Bildung derartiger Glutfessel, und überhaupt die hohe Selbsterhitzung kann vermieden werden, wenn die Temperatur kontrolliert wird. Ergibt sich dabei, daß sie bis 60 Grad Celsius beträgt, dann ist keine Gefahr vorhanden, da diese Temperatur auch unter normalen Verhältnissen vorkommt. Bei Überschreitung

dieser Temperatur empfiehlt es sich jedoch, den Stock an mehreren Stellen in Abständen von etwa 1 Meter im Bereich der überhöhten Partie in senkrechter Richtung anzubohren, wodurch in den meisten Fällen eine Senkung der Temperatur und damit eine Unterbrechung der Gärungsvorgänge herbeigeführt wird. Der Sicherheit halber werden derartige Bohrlöcher zweckmäßig bis fast auf den Scheunenboden herabgetrieben. Bedrohlich wird die Situation, wenn die Temperatur trotz des Anbohrens des Stockes weiter ansteigt. In diesem Falle ist das Freilegen eines etwa meterbreiten Schachtes durch die am meisten erhitzten Stellen notwendig. Ist die Temperatur auf etwa 100 Grad Celsius gestiegen, dann sind unbedingt Feuerlöschgeräte bereitzuhalten. Beabsichtigt man in diesem Falle gleich bis zum Glutfessel vorzudringen, dann ist unbedingt die Feuerwehr zu alarmieren, welche bei evtl. Erglühen sofort mit den Löscharbeiten beginnt. Bei Unterbrechung der Arbeit darf der Heustock aber nie ohne Wache und Feuerwehrrückzug gelassen werden, da die nun verstärkte Luftzufuhr ein Entflammen im Gefolge haben kann. Besonders kritisch ist die Lage, wenn der Glutfessel plötzlich bis in die Nähe der Scheunenwand vorrückt und hier durch Verkohlen derselben mit dem Luftsaurestoff in Verührung kommt. Eine Entflammung ist dann unvermeidlich. Fürchtet man durch das Vordringen zum Glutfessel den letzteren mit Luftsaurestoff zu versorgen, und dadurch ein Entflammen des Brandes herbeizuführen, dann empfiehlt es sich, den Glutfessel zu bewässern, was durch Eingießen von Wasser in der Bohrfurche geschieht. Mit verhältnismäßig wenig Mühe und geringem Kostenaufwand kann man sich also vor großem Schaden bewahren, was gerade in der Jetztzeit mehr denn je nötig ist, um die Vernichtung von Werten zu verhindern und unserer ohnehin schwer gepriiften Landwirtschaft weitere Verluste zu ersparen.

### Die Blutgruppenforschung in medizinischer und forensischer Bedeutung

Das tierische Blut von menschlichem sich unterscheidet, das eine nicht durch das andere erkennbar ist, wußte man schon lange; daß aber auch menschliches Blut nicht bei allen Menschen gleich ist, das wurde man gewiß, als man merkte, daß Bluttransfusionen, also Übertragungen fremden Blutes von einem Menschen auf den anderen, manchmal recht unangenehme, ja tödliche Folgen hatten. Man stand zunächst vor einem Rätsel, bis es Dr. Landsteiner, der damals Assistenzarzt in Wien war, im Jahre 1900 festzustellen gelang, daß es verschiedene Gruppen des menschlichen Blutes gibt, die sich zum Teil feindlich gegenüberstehen. Das Blut der zur gleichen Gruppe gehörigen Menschen ist ohne weiteres übertragbar, dagegen kommt es bei Übertragung artfremden Blutes zu Vergiftungserscheinungen.

Seitdem wird, vor jeder Bluttransfusion, das Blut der beiden, des Spenders und des Empfängers, untersucht. Feindliche Gruppen zeigen das Bild der Agglutination, d. h. die Blutkörperchen verklumpen sich, kleben in Häufchen aneinander und setzen sich nach kurzer Zeit am Boden des Prozelgläschens ab. Diese Agglutination wird durch zwei Bestandteile des menschlichen Blutes bedingt, die — Agglutinine nennt man sie — isoliert vorkommen, gemeinsam da sein und gemeinsam fehlen können. Danach unterscheidet man vier Gruppen, und zwar bezeichnet man die Blutgruppe, die durch Vorhandensein eines dieser beiden Bestandteile charakterisiert ist, mit A bzw. B, diejenige Gruppe, in der beide gemeinsam auftreten, mit AB und diejenige, in der beide fehlen, mit O. Unvollständigspender sind Menschen der Gruppe O (Agglutination) ist wegen Fehlens der beiden Bestandteile unmöglich, Universalblutempfänger sind Menschen der Blutgruppe AB.

Der Mensch behält seine Blutgruppe sein Leben lang bei. Nach den bisherigen Erfahrungen erfolgt keine Änderung, weder durch Krankheit, noch durch irgendwelche Behandlung; einige wenige Forscher wollen allerdings Umwandlung der Blutgruppen festgestellt haben, was aber von anderer Seite auf technische Mängel der Untersuchung zurückgeführt wird. Es ist nun vom kriminellen Standpunkt aus wichtig zu wissen, daß man die Blutgruppe noch aus den geringsten Spuren feststellen kann, wie sie als Spritzer an einem Kleidungsstück sich finden, aus dem Fingernagel herauszukriechen sind. Man kann

also feststellen, ob die Blutgruppe in einem Blutspritzer an der Wäsche eines Beschuldigten mit der des Ermordeten übereinstimmt; ist es der Fall, so ist es ein Verdacht, aber kein Beweis, im negativen Falle allerdings ist es vielbedeutend. In beiden Fällen kann es von großer Bedeutung sein.

Die Blutgruppenuntersuchung hat dann weiter ihre große Bedeutung bei der Frage der Abstammung, wie sie in Alimentenprozessen aufgeworfen wird. Noch ist die Frage nicht eindeutig geklärt, aber so viel ist doch sicher, daß die Blutgruppe des Kindes stets von der der Eltern abhängt. Je nach der Zugehörigkeit der beiden Eltern kann man sagen, daß bei ihren Kindern bestimmte Blutgruppen möglich, andere unmöglich sind. Gehört z. B. keiner der Eltern zur Gruppe A, so können die Kinder weder der Gruppe A, noch der Gruppe AB angehören; gehören beide zu O, so sind A, B und AB ausgeschlossen, möglich allein O. Ein Kind AB kann keinen Vater und keine Mutter O haben.

Es kann sich also hier um die Frage handeln, ob das Kind von einem bestimmten Vater oder einer bestimmten Mutter abstammt. Nicht in jedem Falle gibt die Blutgruppenuntersuchung ein einwandfrei zu verwertendes Bild, aber es sind zahlreiche Fälle möglich, in denen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ausgesprochen werden kann: dieses Kind kann, seinem Blute nach, unmöglich von diesem Vater stammen. Man kann so den unrichtigen Vater ausschließen, aber den richtigen kann man damit allein nicht sicher feststellen. So kann z. B. ein Kind mit der Eigenschaft A oder B, dessen Mutter diese Eigenschaft nicht hat, nur von einem Vater gezeugt sein, der diese Eigenschaften besitzt.

Die Blutdiagnose ist nicht verwertbar, und über die Blutgruppe des gesuchten Vaters läßt sich nichts sagen, wenn das Kind die Blutgruppe der Mutter zeigt oder wenn die Mutter zur Gruppe AB gehört oder wenn das Kind die Gruppe O hat. Zeigt das Kind die Blutgruppe des vermeintlichen Vaters, dann spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß es der Vater ist; sicher ist es nicht, da ja auch andere Väter die gleiche Blutgruppe haben.

Eine Anzahl deutscher Gerichte lassen diese Beweisführung zu, andere verhalten sich ablehnend, glauben sie nicht zu brauchen, indem sie der Anschauung huldigen, daß die betreffenden Männer, da sie ja die Väter der außerrechtlichen Kinder sein könnten und es nur aus Zufall nicht sind, gleichwohl zur Alimentation herangezogen seien, auch wenn ihre Vaterchaft nicht erwiesen und sogar unmöglich ist. Das Berliner Kammergericht wies in einer Entscheidung vom 12. Oktober 1928 sie als ein nicht geeignetes Mittel, die Abstammung eines Kindes von einem bestimmten Vater zu beweisen, zurück.

Die Frage der Mutterchaft ist nicht immer überflüssig, wie man leicht meinen könnte, nach dem Satze: die Mutter ist nie fraglich. Aber sie kann es sein. Es sei nur an die Möglichkeit von Kindesunterstellungen gedacht, die mit Hilfe solcher Beweismaterials aufgeklärt werden können.

Noch hat die Blutgruppenforschung mit ihren Ergebnissen sich nicht volles Bürgerrecht erworben, noch werden ihre Feststellungen nicht immer juristisch gewertet und auch nicht immer zu werten sein. Es ist aber sicher, daß diese Lehre mit fortschreitender Entwicklung immer größere praktische Anwendung finden wird.

Die bei Vaterschaftsfragen jetzt häufiger angewendeten Blutproben haben, so wurde kürzlich in der Wiener Gesellschaft der Ärzte ausgeführt, das eine gute Gelegenheit, daß die Mütter der Kinder bei Angabe des Kindesvaters sich strenger an die Wahrheit halten als bisher. Dagegen könne die Frage, ob vielleicht einmal unter vielen Tausend Fällen bei einem Kinde die Eigenschaft A oder B auftraten könne, obwohl sie den Eltern fehle, nicht mit unbefangener Gewißheit verneint werden; denn die naturwissenschaftliche Forschung könne selbstverständlich niemals den Beweis erbringen, daß im gesetzmäßigen Ablauf natürlicher Vorgänge eine Ausnahme unmöglich sei.

Die Frage, die nahe liegt, ob die Blutgruppen beweisen für die Zugehörigkeit eines einzelnen zu einer bestimmten Rasse sei, ist zu verneinen; ebensowenig sind bisher Völker gefunden worden, deren Mitglieder sämtlich nur einer Blutgruppe angehören. Immerhin hat man festgestellt, daß in Europa und auch in Nordamerika die Gruppe A, in Asien und Afrika die Gruppe B überwiegt.

Viele Fragen sind noch offen. Manches ist noch kühne Hypothese, die der Bestätigung durch weitere Forschung bedarf. Aber die bisherigen Ergebnisse sind ein weiteres Ruhmesblatt in dem Kranze neuerer ärztlicher Forschung.

### Zeitschriftenschau

Kölnische Illustrierte Zeitung. Das Geheimnis um den in Paris vermißten russischen Weisgardistenführer Antipow ist noch immer nicht gelöst. Wer war Antipow? Einer unter den Tausenden von russischen Flüchtlingen, die in Paris eine zweite Heimat gefunden haben. Nur ein enger Kreis kannte den Namen dieses Mannes, der jetzt in aller Munde ist. Was er war und wie er lebte, erfahren wir aus einem Wiederaufsatz der Kölnischen Illustrierten Zeitung. — Die Wiederaufstellung der Kölnischen Illustrierten zeigt Hindenburg beim Berliner Reich und Kaiserturnier, den österreichischen Bundeskanzler Schober beim Besuch Mussolinis, den Tag der Jugend bei den Deutschen Schmeiterschützen in Oberstdorf und andere Sportbilder. Wiederaufsätze behandeln die Themen: „Vorkampf, die Sensation im Spiegel der Geschichte“, „Hochzeit in Isbekistan“, „Tag mit Tieren auf Tiere“, „Lebendiger Schmutz, eine neue Pariser Modelaune“, „Altes und neues London“, „5 Minuten Unterricht in Wiener Deutsch“ u. a. m. Westermanns Monatshefte, für welche die bedeutendsten deutschen Schriftsteller Beiträge liefern, haben auch der jungen Generation Gelegenheit geboten, ihre Arbeiten einem großen Leserkreis zu unterbreiten. In einem der nächsten Hefte wird Ernst Wiechert, der erst kürzlich mit dem Literaturpreis der europäischen Zeitschriften ausgezeichnet wurde, zu Wort kommen mit einer Novelle „Der Schmitter im Mond“. Ernst Wiechert hat sich durch seine früher erschienenen Romane eine treue Gemeinde erworben, die der Novelle mit großem Interesse entgegensehen wird.

grundlegender darüber orientierten als dieser Abend, so lehrreich er in jedem Fall und besonders technisch zuverlässig angelegt war.

### Karlsruher Kunstausstellungen

Nach längerer Unterbrechung betätigt sich nun auch die Galerie Moos wieder mit zwei größeren Kollektionen an der allgemeinen Kunstpflege. Man hat da nebeneinander den jüngeren Karlsruher Carl Vode und die letzten Arbeiten des aus der älteren Schönleber-Tradition her schaffenden Adolf Kuntz gestellt. Es ist somit ein völlig zufälliges Nebeneinander, das man da beisammen sieht, ohne innere Spannung, aber auch ohne stärkere Gegenfälligkeit. Leider ist außerdem ziemlich alles, was diesmal der jüngere Maler zeigt, so wenig aufschlußreich, daß man kaum die Frage zu stellen mag, ob seine Kunst nun merklich gewachsen sei. Denn abgesehen von einem ganz in archaischer Manier gehaltenen Halbakt („Nach dem Bade“) und einem farbig gar nicht losderen Blumenstück in Öl erhebt sich sein Anteil in sehr bescheidenen Aquarellen, an denen man beim ersten Gang fast vorbeilaufen würde, läge man nicht noch rasch den Namen des angekündigten Ausstellers daneben — so unauffällig sind sie. Langsamere Schritte geht man dann durch den Hauptaal und den benachbarten Seitenraum, weil dort immerhin der feste, in sich gefestigte Stil des Schönleber-Schülers feststeht. Zwar überwiegt auch hier, trotz einheitlichem Rhythmus der Eindruck, daß es für Kunst stets die gleiche Aufgabe bleibt, mag er ein rein landschaftliches Motiv gründlich durchmalen, über barocke Baulichkeiten einiges ausstrahlen wollen oder vor einem einfach dörflichen

Milieu seine Palette benutzen. Aber es steht wenigstens ebensowohl von einem behaglichen wie ehelichen Optimismus in seinen Bildern, deren Hauptwert obenhin auf der peinlichen Sorgfalt beruht, in eine gewisse Kontrast zur Photographie zu treten und mit möglichster Naturtreue alles Farbbige aus einem bestimmten Landschaftsausschnitt herauszuholen.

Das Kunsthaus Büchle macht zur Zeit mit einer großen Serie farbiger Originalholzschnitte bekannt, von meist Berliner und Dresdener Künstlern (und vorwiegend Künstlerinnen) selbst gedruckt und unterzeichnet. Daß es sich dabei mehr um Kunstgewerbe handelt, erkennt man schon aus der relativen Preiswürdigkeit der einzelnen Blätter, oft auch freilich aus der Art, wie ursprünglich farbige Zeichnungen auf diesem Weg der Reproduktion sozusagen chemisch werden und ihre malerische Materie in Gefäßes auflösen. Doch braucht auf solche Gefahr nur nebenbei hingewiesen zu werden; denn sind auch der künstlerischen Reichweite dieser Geta-Vervielfältigten gewisse Grenzen gezogen und ist ihre deutlich schematisierte Herstellung rüchläufig wohl nie mit dem eben einmaligen Original identifizierbar, der praktische Wert bleibt unbestritten, ja es sind so hübsche Sachen darunter, daß kein Kunstfreund sich scheuen sollte, sie anzufassen und fürs eigene Heim oder zu Geschenkzwecken zu erwerben. Von den unzähligen Namen seien etwa E. Konstantin, Max Schmiedeburg, Thiemann, Wintemann genannt, um einen ungefähren Begriff von der Vielfältigkeit der Autoren und ihrer meist aus der Tier- und Pflanzenwelt genommenen, soweit sie spezifisch landschaftlich eingestellt sind, übrigens zuweilen stark japanisierenden Themen zu geben.